faulheit & arbeit

junge Welt
DIE TAGESZEITUNG
Sonnabend/Sonntag, 14./15. Januar 2017, Nr. 12

■ Drucksachen
Wissenschaft vom Gesamtzusammenhang. Vor 140 Jahren erschien der »Anti-Dühring« von Friedrich Engels. Klassiker

■ Schwarzer Kanal
Väterchen Frost im Weißen Haus. Der Außenpolitikchef der *Süddeutschen Zeitung* will die US-Wahlen nachträglich gewinnen

■ Reportage
Der Mühe wert: Vorschlag zur Schaffung eines Erinnerungsortes für den Schriftsteller Hermann Kant. Von Arnold Schölzel

■ XYZ
Wie können Frauen kämpfen? Der niederländische Dokumentarfilmer Joris Ivens in der DDR (Teil 1/3). Von Günter Jordan

PICTURE-ALLIANCE / AKG-IMAGES

»Er hat gegen die Vergötzung von Geld und Reichtum gewettert«

Gespräch ■ Mit Klaus Schmidt. Über die Bedeutung Martin Luthers im Jubiläumsjahr, das »Politische Nachtgebet«, die 68er und internationale Solidarität

Angesichts des 500-Jahre-Wirbels um den »Thesenanschlag« als Auslöser der Reformation liegt die Frage nahe: Worin besteht Martin Luthers Bedeutung für uns heute?

Im Blick auf das von bayrischen Politikern gern zitierte »christliche Abendland« hat er eine nachhaltige Veränderung bewirkt, die er eigentlich gar nicht hervorrufen wollte: die Entstehung der evangelischen Kirchen – national und schließlich weltweit. Auslöser war sein Protest gegen die Verabsolutierung eines religiösen Leistungsprinzips: Man könne sich die Gnade Gottes durch »gute Werke« verdienen, etwa durch Geldzahlungen bei den sogenannten »Ablasspredigern«. Deren Slogan damals: »Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt.« »Gottes Gnade lässt sich nicht kaufen«, sagte Luther. Genausowenig, möchte ich variieren, wie die menschliche Liebe. »Ein Herz, das kann man nicht kaufen, auch wenn sich das mancher so denkt«, heißt es in einem alten Schlager.

Für diese Erkenntnis und Erfahrung braucht man heute keinen Luther. Was hat er einem normalen, nichtreligiösen Menschen zu sagen?

Wichtiges, was viel zuwenig bekannt ist. Er hat gegen die Vergötzung von Geld und Reichtum gewettert, getreu dem Motto: »Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.« Und das hat er geradezu antikapitalistisch im Zusammenhang mit dem Gebot »Du sollst nicht stehlen« konkretisiert. Er erklärte ähnlich wie heute Papst Franziskus in seinem Katechismus, es solle »nicht allein gestohlen heißen, dass man Kassen und Taschen räumet«. Er sprach konkret Wirtschaftskriminalität an, das »Umsichgreifen auf den Markt. (…) Denn wer einem andern seine Nahrung aufsaugt, raubt und stielet«, der morde ebenso wie jemand, der einen anderen verhungern lässt. »Wenn man die Welt itzt durch alle Stände ansieht«, so Luther, »so ist sie nicht anders denn ein großer, weiter Stall voll großer Diebe.«

Luther schrieb 1520, ein Christ sei einerseits ein »freier Herr« über alle Dinge und niemand untertan, andererseits ein »dienstbarer Knecht« aller Dinge und damit jedermann untertan. In den Bauernkriegen begannen die Unterdrückten und Armen, dieses Freiheitsverständnis politisch anzuwenden. Und fünf Jahre später verfasste Luther seine Schrift »Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern«. Wie passt das zusammen?

Eine traurige Ironie der Geschichte! Denn einerseits erlebte Luther die Situation der Bauern, kleinen Leute und Armen als Folge systematischen, ja kapitalistischen Un-

■ Fortsetzung auf Seite zwei

HIGHWOM/COMMONS.WIKIMEDIA.ORG/WIKI/

Klaus Schmidt …
(geboren 1935) ist Theologe, Historiker und Autor in Köln. Der »Alt-68er« arbeitete als Berufsschul- und Studentenpfarrer in engem Kontakt mit der Schüler- und Studentenbewegung. Als Menschenrechtsaktivist war er 1988 in den Philippinen inhaftiert. Er schrieb Biographien und Sachbücher über Köln, die rheinische Demokratiebewegung des 19. Jahrhunderts sowie über die Geschichte der Protestanten im Rheinland

1968 beteiligten sich auch viele Pfarrer an den großen Protesten gegen die Notstandsgesetze

■ Fortsetzung von Seite eins

rechts. Einen organisierten Klassenkampf gab es ja damals noch nicht, und angesichts blutiger Gegengewalt der Bauern kritisierte Luther einerseits die herrschende Gewalt, zog sich dann aber auf den Satz zurück, den Paulus einst im Blick auf das Römische Imperium in seinem Brief an die römischen Christen formuliert hatte: »Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat.«

Wie beurteilen Sie Luthers Haltung, ja Hass gegenüber den muslimischen Türken und den Juden?

Die Vorstellung von Türken vor oder gar in Wittenberg – das erschien damals den Christen ähnlich bedrohlich wie manchen AfD-Anhängern heute. Die muslimischen Mongolen, die 1241 bis an die Grenze von Brandenburg vordrangen, waren allerdings keine Flüchtlinge. Und der Schock über die Eroberung Konstantinopels im Jahr 1453 klingt noch 1529 in Luthers Schrift »Vom Kriege wider die Türken« nach, ebenso in nachfolgenden protestantischen Bekenntnisschriften, wonach gemäß »dem Exempel Davids« dessen Kriege »heilige Werke« gewesen seien. Es waren Vernichtungskriege, in denen David laut biblischer Erzählung von je drei hilflosen Kriegsgefangenen zwei ermorden ließ.

Nun gehörte im Mittelalter vor allem der Glaube an Jesus als Messias und Gottessohn sowie an die »Heilige Dreifaltigkeit«, die Trinität, zur imperialen Staatsraison. Und dazu waren die Muslime nicht zu bekehren. Ironie der Geschichte: Luther wollte nur die »Heilige Schrift« als Glaubensgrundlage gelten lassen (»Sola scriptura«). Als aber der fromme, um Dialog mit dem Islam bemühte Humanist Michael Servet als »Antitrinitarier« darauf hinwies, dass die Trinitätslehre in der Bibel überhaupt noch nicht vorkomme, wurde er mit Zustimmung des Reformators Johannes Calvin als Ketzer verbrannt.

Bekannter noch ist Luthers Judenhass. Wie kam er dazu?

Mit seiner Schrift »Dass Jesus ein geborener Jude sei« hoffte er 1523 wohl noch, sie zu seinem reformierten Christentum bekehren zu können. Doch 1543 veröffentlichte er dann seine Schrift »Von den Juden und ihren Lügen«. Darin entwickelte er vor allem folgende Forderungen: »Erstlich, dass man ihre Synagoga oder Schule mit Feuer anstecke und, was nicht verbrennen will, mit Erde überhäufe und beschütte, dass kein Mensch einen Stein oder Schlacke davon sehe ewiglich. Zum anderen, dass man auch ihre Häuser desgleichen zerbreche und zerstöre. Zum dritten, dass man ihnen nehme alle ihre Betbüchlein und Talmudisten. Zum vierten, dass man ihren Rabbinern bei Leib und Leben verbiete, hinfort zu lehren« – eine Steilvorlage für Faschisten im »Dritten Reich«, ob fromm oder auch nicht.

Nähern wir uns der Gegenwart. Gemeinsam mit der Theologin Dorothee Sölle und anderen engagierten Leuten organisierten Sie 1968 das »Kölner politische Nachtgebet« mit lebhafter, zum Teil feindseliger Resonanz.

Vor dem Hintergrund des Vietnamkriegs veranstaltete unser aus einem Dutzend Leuten bestehender »Ökumenischer Arbeitskreis« ab Oktober 1968 monatlich »politische Nachtgebete« in einer meist überfüllten Kölner Kirche. Der Kardinal hatte katholische Kirchennutzung untersagt. Der Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland, der empört war über unsere Äußerung, theologisches Nachdenken ohne politische Konsequenzen sei Heuchelei, hätte am liebsten das gleiche getan. Er konnte die positive Entscheidung des Kirchenvorstands jedoch nicht außer Kraft setzen – beglückwünschte aber den Kardinal, dass er das Recht habe, »so etwas in einer Kirche zu verbieten«. In einem von Dorothee Sölle formulierten Glaubensbekenntnis sah er »Irrlehren« und riskierte prompt in einem Gespräch mit Journalisten die leere Drohung, wenn ein Pfarrer dieses Credo verwende, »würden wir ihn rausschmeißen«.

Grundlage unserer Arbeit war nicht die solistische Predigt eines Pfarrers, sondern das schriftliche Resümee einer Arbeitsgruppe. Daraus erwuchsen politische Information, ihre Konfrontation mit biblischen Texten, eine Meditation oder Ansprache, Diskussion und Aufrufe zur Aktion. Solche Nachtgebete entstanden danach in vielen Städten, auch in den Niederlanden und der Schweiz. Im Ruhrgebiet gibt es sie heute noch.

Sie bezeichnen sich selbst als »Alt-68er«. Wie sah Ihre Arbeit in jenen Jahren der Studentenbewegung für Sie damals aus?

Es war die Zeit der APO, der außerparlamentarischen Opposition. Da kam es in einigen Städten zur Gründung von radikaldemokratischen »RCs«, »Republikanischen Clubs«, auch in Köln. Hier diskutierten Professoren, Journalisten und Gewerkschafter, Schüler und Studenten, KZ-Überlebende, Altkommunisten – und Christen wie Dorothee Sölle. Als Nachtbeter und zeitweiliger RC-Vorsitzender wurde ich von Studierenden 1970 zum Studentenpfarrer erkoren, von der Kirchenleitung jedoch nur höchst widerwillig bestätigt. Die Nähe unserer Evangelischen Studentengemeinde, ESG, zu sozialistischen Basisgruppen führte immer wieder zu konservativen Angriffen: mal vom professoralen »Bund Freiheit der Wissenschaft«, mal vom »Evangelischen Arbeitskreis der CDU«, mal von Lutheranern im Kölner Süden, den wir »Südstaaten« nannten.

Als Arbeitgeberpräsident Hanns-Martin Schleyer ermordet wurde, kamen wir erst recht in Verdacht: Schließlich geschah dies in Köln-Lindenthal in großer Nähe zu unserer Studentengemeinde. Einschüchternde Verhöre unserer Studierenden wie auch der ESG-Heimleiterin – einer ungarisch-jüdischen Auschwitz-Überlebenden – folgten. Doch wie andere ließen wir uns nicht einschüchtern. Dank vielfältiger Solidarität scheiterten auch mir gegenüber etliche Berufsverbotsversuche.

Welche Beziehung hatten Sie, hatte die ESG zur internationalen Solidarität?

Wir protestierten ähnlich wie im »Politischen Nachtgebet« immer wieder gegen die Außenpolitik der USA und deren Völker- und Menschenrechte verletzende Regierungen. Gravierende Beispiele der Vergangenheit: die Niederwerfung demokratischer Kräfte im Iran 1953 und in Guatemala 1954 und vor allem der seit 1964 eskalierende Vietnamkrieg. In der ESG begegneten wir Flüchtlingen und Folteropfern aus Europa und drei Kontinenten. Der spanische Diktator Francisco Franco ließ in seinem letzten Regierungsjahr noch den des Mordes angeklagten – jedoch nicht überführten – Studenten Salvador Puig mit der Garotte, dem mittelalterlichen Halseisen, erdrosseln. Von der griechischen KZ-Insel Jaros kamen Studenten und brachten Mikis Theodorakis' Freiheitslieder mit. Aus Nicaragua kam der Sandinist Enrique Schmidt-Cuadra, mit dem mich sehr rasch eine dauerhafte Freundschaft verband. Leider wurde er nach der Befreiung seines Landes als Kommunikationsminister von kämpfenden Anhängern der gestürzten Somoza-Diktatur, den »Contras«, erschossen.

Prägend für unser Bewusstsein waren neben Nicaragua die Befreiungsbewegungen in Angola, Mosambik und Südafrika, prägend auch Symbolfiguren wie Che Guevara und der nicaraguanische Priester und Poet Ernesto Cardenal.

Sie überlegten eine Zeitlang, als Theologe nach Nicaragua zu gehen, wählten dann aber die Philippinen als Arbeitsfeld. Wie kam es dazu?

In Nicaragua gab es keine Arbeitsmöglichkeit für mich. Deshalb beschäftigte ich mich mit den Philippinen, stark beeinflusst von einem befreundeten Auslandspfarrer, der auf ihnen gearbeitet hatte. 1987 wurde ich dort als Beauftragter der evangelischen Entwicklungsorganisation »Dienste in Übersee« theologischer Dozent und Menschenrechtsarbeiter. Im Auftrag des Nationalen Kirchenrats beteiligte ich mich an »Fact finding missions« zur Aufdeckung blutiger Übergriffe von Militärs und Paramilitärs. Nach dem Besuch eines von der Befreiungsbewegung kontrollierten Gebiets verhaftete mich das Militär 1988 wegen »Anführung von Guerillaaktionen«. Freigelassen wurde ich erst nach wochenlangen Interventionen von deutscher Botschaft, dem damaligen Außenminister Hans-Dietrich Genscher, der rheinischen Kirchenleitung und engen Freunden wie Günter Wallraff.

Danach begannen Sie, Biographien über deutsche Demokraten und Revolutionäre des 19. Jahrhunderts zu schreiben. War damit eine resignative Abwendung von der Gegenwart verbunden?

Keinesfalls! Ich arbeitete wie zuvor in der Friedensbewegung weiter, jahrelang auch in der Solidaritätsarbeit für die Philippinen. Bei meinen Büchern ging es mir vor allem um die Vergegenwärtigung der größten Demokratiebewegung der deutschen Geschichte, die mit der Revolution von 1848 verbunden war. Die Sieger hätten die Geschichte geschrieben, bemerkte Bundespräsident Gustav Heinemann schon 1970. Gewiss sei die Erhebung von 1848/49 niedergeschlagen worden, aber wahr sei auch, ich zitiere, »dass sich die Sieger mit ihren Fürstenkronen und ihre Diener nach Kräften bemüht haben, das Bild der Erinnerung daran bis in die Geschichtsbücher hinein zu schmähen, zu verdunkeln«. Es sei Zeit, »unsere Geschichte bis in die Schulbücher hinein anders« zu schreiben, »in der Geschichte unseres Volkes nach jenen Kräften zu spüren und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die dafür gelebt und gekämpft haben, damit das deutsche Volk politisch mündig und moralisch verantwortlich sein Leben und seine Ordnung selbst gestalten« könne. Die Wahl einer entsprechenden Erinnerungsstätte fiel 1974 auf Rastatt und das dortige Schloss, wo 1848/49 der Revolutionsrat getagt und später das Standgericht der Sieger seine Urteile über die Besiegten gefällt hatte – auch über einen Vorfahren von Gustav Heinemann.

Wie blicken Sie als Altlinker auf den Lauf der letzten 50 Jahre zurück – und wie ist Ihnen dabei zumute?

Dass die großen Hoffnungen der »68er« scheiterten, hat gewiss nicht nur BRD-interne, sondern auch weltweite Gründe: Die Hoffnung auf eine Weltrevolution entsprang – im nachhinein leicht feststellbar – einer euphorisch-optimistischen Einschätzung geschichtlicher Entwicklungsmöglichkeiten. Da war offensichtlich mehr geschichtsmetaphysischer Hegel als historisch-materialistischer Marx drin. Der vom militärindustriellen Komplex abgestützte globale Neoliberalismus, dieser mächtige Koloss auf tönernen Füßen, siegt vorläufig auf der ganzen Linie. Schlimmer noch: Viele Befreiungsbewegungen scheiterten nicht nur an dieser Macht, manche auch an ihren ehemaligen Führern, die die einst erstrebte bessere und gerechtere Gesellschaft desavouierten oder torpedierten. Auch Nelson Mandelas Traum wird in Südafrika auf eine harte Probe gestellt. Das »Ende der Geschichte« ist freilich noch nicht erreicht. ATTAC formuliert es vorsichtig positiv: »Eine andere Welt ist möglich.« Ihre Umrisse lassen sich, falls sie nicht zugrunde gerichtet wird, derzeit trotz mancher Hoffnungszeichen nur ahnen.

Sie sind 81 Jahre alt – und kein bisschen müde?

Nur dann, wenn ich mir im Blick auf dies und das einbilde, ich sei zu alt dafür. Für die linksprotestantische »Solidarische Kirche im Rheinland« habe ich Dokumentationen verfasst. Defizitäre Aussagen über Flüchtlingsursachen ergänze ich bei Kölner Diskussionen durch den leider stets aktuellen Hinweis »Deutsche Waffen, deutsches Geld morden mit in aller Welt.«

Und ich schreibe weiter, zum Beispiel einen selbstkritischen Rückblick auf die demnächst 50 Jahre zurückliegende 68er-Zeit und ihre Folgen – in Vorbereitung auf Veranstaltungen mit einigen alt- und neulinken Freunden. Es gäbe noch viel zu tun. Ich lasse es liegen. In der Ruhe liegt die Kraft. Und daraus wächst mitunter neue Kreativität. Auch hier gilt der weise Spruch des Philosophen Ernst Bloch: »Ich bin, aber ich habe mich nicht, darum werden wir erst.«

Das Gespräch führte Rainer Werning

> Die Hoffnung der 68er auf eine Weltrevolution entsprang einer euphorisch-optimistischen Einschätzung geschichtlicher Entwicklungsmöglichkeiten. Da war offensichtlich mehr Hegel als Marx drin. Der vom militärindustriellen Komplex abgestützte Neoliberalismus, dieser mächtige Koloss auf tönernen Füßen, siegt vorläufig auf der ganzen Linie.

ANZEIGE

„Haus Kein Moselblick"

Seminar- und Ferienhaus (2 bis 18 Betten) für Familien und Gruppen
ab 69 €/Übernachtung
für das komplette Haus.

Bei mir habt Ihr Rosa Luxemburg überm Frühstückstisch und das romantische Moseltal vor der Haustüre!

56 814 Beilstein an der Mosel
www.haus-kein-moselblick.de • Tel. 01 72/6 66 58 96